



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Sagen des Fichtelgebirges.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040

rasch von der Höhe über sehr steile Gehänge in enge Spaltenthäler. Ein gleich steiles Gehänge führt jenseits wieder zu einem schmalen Rücken empor, um ebenso rasch weiter hinaus aufs neue zu einer tiefen Thalfurche sich niederzuziehen. So führt uns der ermüdende Weg von mehreren Stunden über fünf und mehr hohe schmale Rücken zu ebensoviele Thaltiefen, in denen klares Bergwasser im eiligen Sturze den Bergen zu entrinnen sucht.

Beide Gebirgsplatten, die des Frankenwaldes wie die Münchberger, sind an sieben oder acht Stellen von schwarzgrünen, uralten Lavagesteinen eigner, seltener Art durchbrochen: von jenen Diabasen, denen das Fichtelgebirge so viel von seinen Reizen verdankt, daß sie ein paar Zeilen wohl verdienen.

Diese Diabase (aus Mugit und Labrador gebildete, den Mugitporphyren Südtirols parallele Grünsteine) haben einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Kalk, welcher mit seiner leichteren Lösbarkeit das Gestein verwitterbarer macht, und damit fruchtbarer, geeignet zu herrlichen Waldbeständen, auch der Buche, und der den Artenreichtum des Bodens fördert, was Pflanze und Tier anlangt. Da die Diabasgesteine aus härteren und weicheren Partien bestehen, so arbeitete auch der Zahn der Zeit sie gar verschieden aus; und so kommt es, daß sie das Auge durch große Schönheit ihrer Felsbildungen fesseln, die zwischen reichen Wäldern oft ungemein steil und kühn emporzacken. Sie sind es, welchen die Thäler von Berneck und Dürrenwaid, die herrliche Hölle bei Steben, das Saalthal unterhalb Hof und bei Blankenstein ihre großen natürlichen Reize verdanken.

Diese Diabase sind einst in die Landschaften hineingekommen, wie später die Basalte, und wie in unsern Tagen noch die Leuzitlaven, welche bei Santorin und sonst im Mittelmeere neue Inseln bilden. Es sind ursprünglich unterseeische Vulkanausbrüche: was an Lavamassen damals, d. h. in unvor-denklicher Zeit, über den Meeresspiegel gehoben ward, ist heute der härtere Kern, das Massengestein; was aber damals an flüssiger Masse sich unterm Wasserspiegel ausbreitete, erscheint uns heute als Schiefer oder Tuff, weil es eben Lava ist, die in schichtartige Decken (Übergußschichten) aus- und übereinander gebreitet wurde. Die von der Lava bei deren Durchbrechen zerstörten Teile des Meeressgrundes wurden dabei in den Lavateig mit eingebacken, und so die geschichteten Konglomerate des Diabasreviers hergestellt.

Sagen. Reichlicher und bedeutungsvoller quillt der Born der Sage wohl nirgends im deutschen Lande, neben dem Kyffhäuser und Reichenhaller Untersberge, als im Fichtelgebirge. Hier blühte seit der Heidenzeit der Bergbau als der älteste in Deutschland; und mit dem geheimnisvollen Bergsagen stiegen auch die mythenbildenden Kräfte aus der Tiefe. Hier stießen nicht bloß politisch getrennte Volkszweige, hier stießen hart zwei Rassen, in Blut und Glauben und Sprache verschieden, christliche Deutsche und heidnische Slaven, aufeinander. Hier schufen endlose Besitzersplitterung und der Druck der kleinen schlimmen Dynasten bei dem gutmütigen, fleißigen, nicht wenig auch poetisch angelegten, aber zur Grübelelei und Übertreibung neigenden Volke eine besondere Sehnsucht nach besseren Zuständen. Auch die Bodengestaltung, die unheimlich zertrümmerten Berge, die öden Moore, die rauschenden tiefen Schluchten, der ungeheure Tann, die vielen zerstörten Burgen boten der Phantasie und der Sagenbildung die ergiebigsten Anhaltspunkte.

Doch klammert sich im Fichtelgebirge der Mythos viel weniger an phantastisch gestaltete Felsgruppen der Gipfel und Thäler — wie etwa an den aus fünf Säulen bestehenden Rudolfstein, an die Hölle bei Steben und ähnliche Meisterstücke der Erdfaltung — sondern er erfährt hier seine Aufgabe größer und tiefer. Er überbrückt vielmehr, den kleinen Jammer verlassener Burgfräuleins und der unpraktischen Toggenburge beiseite lassend, die Trübsal der deutschen Geschichte, man möchte sagen: den ganzen Jammer der Menschheit, und seine Marksteine setzt er sich vom Paradies bis zu Salomos, Christi und Karls des Großen Tagen. Hier ist das geographische Centrum deutschen Landes, und hier, scheint es, hat die naive und tiefsinnig zugleich schaffende, unerschöpfte Phantasie unsres Volkes auch dessen Sagenwelt zusammenfassen wollen. So ist es gewiß naive und rührend zugleich, wenn hier das Volk auf die moorigen und von Moränenschutt übersäten rauhen Hochflächen seines noch zu des Topographen Münsters Zeiten als „erschrocklich“ titulierten Fichtelberges das — Paradies verlegt. Und doch ist es so. Mag den Anstoß zu dieser Sage immerhin der Umstand gegeben haben, daß auch hier — angeblich sogar aus einer Quelle — nach den vier Himmelsgegenden vier Ströme (Main, Eger, Naab und Saale) auseinanderfließen, wie im Paradiese: so liegt doch noch mehr, liegt etwas Tieferes und Schöneres darin, und das ist die Liebe des genügsamen, armen Volkes zu seiner Bergheimat. Aber auch ein hochachtungsvoller Glaube an die Goldschätze, die verschwundenen in diesen Bergen, steckt in der Sage. Und warum nicht? „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles“ — sagt Goethe. Klingt doch der Respekt vor dem Golde selbst aus den Bibelworten wieder, welche vom Paradiese sprechen: vom „Lande Hevila (Chavila), wo es Gold gibt, und das Gold ist vorzüglich, und man findet da auch seltenes Kraut und Edelstein“ — das Kraut „Bedolach“ und den Schohamstein! Nun, an Wunderblumen und Schätzen mangelte es in den „besseren Tagen“ des Fichtelgebirges neben den Steinen wahrlich nicht! Was Wunder, wenn das geplagte, arme Volk, von einem goldnen Zeitalter träumend und seiner aufs neue gewärtig und bedürftig, auch in sein Vierstromland das Paradies verlegte, und es dazu gleich mit den Besten und Geheimnisvollsten aller Zeiten, mit Salomo und Sibylla, mit dem Heiland und Karl dem Großen bevölkerte, hinter deren Namen die dunklen Gestalten Wodans und der alten Heidenwelt spuken? In der That, sie alle zogen und ziehen heute noch durch die schwermüthigen, weiten, schweigsamen Forste des „Fichtelberges“, wenigstens in der brütenden, fruchtbaren Phantasie des gern für sich hin spekulierenden armen Fichtelbergers, der noch heute in seine lieben Waldberge alles „hineingeheimnißt“, was er liebt und hofft.

Die Riesenleiber der beiden höchsten Berge sind besonders reich und schön mit den Silberfäden der Sage umspinnen. Wir knüpfen an diese, um nicht zu wiederholen, gleich auch andre schillernde Gewebe des Volksglaubens an.

Wer zum Schneeberg vom Tröbershammer aus gegen die Hochstraße hinaufsteigt, dem zeigt der Führer noch heute, nicht ohne eine Dosis Stolz und Ehrfurcht, das Grab der Fichtelgebirgs-Sibylla unter riesigen Granitblöcken, Farnkraut und Moos. Sie hat drüben unterm Waldstein im tiefen Forst um die Saalquellen gewohnt, und an die Sprüche dieser Sibylla Weiß glaubt das Volk noch heute fast lieber noch als an ihre Existenz. Der Mythos

der Sibylle ist wohl uralt und knüpft an die germanischen Seherinnen und Priesterinnen der Heidenzeit an; der Name der Anna Maria Weiß aus Ulm, die hier vor zwei Jahrhunderten in der Verwilderung und im Elend nach dem Dreißigjährigen Kriege die Fichtelberger getröstet oder auch — angeschwindelt haben mag, wurde der Sibyllensage vom jüngeren Geschlecht erst aufgenagelt, etwa wie die Krähe oder Weihe an das Scheimenthor.

So „hell“ auch der Fichtelgebirgler seinen Kopf sonst hält, so vertrauensvoll und beharrlich konzentriert er hundert alte Sprüche und die Lebenserfahrungen der Urbäterzeit auf das Zünglein seiner geheimnisvollen Sibylle Weiß, die ganze Generationen schon mit Weisheit und Trost aus Zukunft und Vergangenheit versah und noch versteht, wie einst die Egeria den Numa, wie die alte Sibylla Roms Jahrhunderte, oder wie Vergilius seinen Dante. Von der Sibylle Weiß' Können zeugt noch heute der Wacholder. „Einmal schritt sie über einen Steg von Wacholderholz, der brach und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wacholderbaume, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin.“ Der Zauber ist aber wieder gebrochen. An der Felsgruppe, unter welcher ihre Reste vermuteten, wuchert heute, aufrecht wie zum Spotte ihrer magischen Kunst und Kraft, der von ihr verfluchte Wacholder zwischen den riesigen Felsen und Fichten; als einziger Schmuck der stillen, öden Stätte leuchten aus dem dunkelgrünen Moose die milchweißen, siebenteiligen Sterne der Dreifaltigkeitsblume (*Trientalis*); einer lieblichen, ganz eigenartigen und für das Fichtelgebirge charakteristischen Blume, die sich am Trinitatissonntage erschließt und — die einzige in Deutschland — so viele Blättchen zählt, wie die Woche Tage. Die große Stille des Sibyllengrabes stört nichts als das Hämmern des Spechtes, des Vogels Wodans, oder die Art des Holzhauers, der in den Stock drei Kreuze mit seiner Art einschlägt — zum Schutze vor dem Wodans- oder wütenden Heere, das um Mitternacht durch alle fränkischen Wälder braust, daß die stärksten Bäume stöhnen, und das noch im vorigen Jahrhundert zwischen Lampenau und Ludwigstadt den Studiosus Papst so verfolgte und abmattete, daß er vier Wochen danach starb — ein Opfer moderner Furcht vor dem alten Wodan und dessen Gespenstern.

Im ganzen Frankenwalde und Fichtelgebirge spielen überhaupt die Wunderblumen eine bedeutende Rolle. Unter andern groß ist die Johannisblume, das Kraut „Bedolach“ des Fichtelgebirgischen Edens: sie, die Arnika, heilt ja heute noch alle Wunden und Schäden und heißt deshalb mit Recht beim Kräuterweibe auch der „Wohlverleih“. Noch kräftigeren Segen führte die Johannisblume in der alten Zeit; da öffnete sie den Sonntagkindern wohl gar auch, wenn am güldnen Sonntag oder am Sankt Johannistag in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wurde, den Weg in die Goldhöhlen des Ochsenkopfes: da hängt das Gold von allen Wänden wie Eiszapfen nieder. Kommt aber der Beglückte nicht vorm Ende des heiligen Evangeliums an das Tageslicht, so muß er darin bleiben. Es soll auch wirklich keiner mehr herausgekommen sein.

Am sogenannten „Baier“ fand auch einmal einer eine gar wunderschöne Blume. Als er mit ihr an den Schacht kam, öffnete sich das Thor zu einem weiten Gewölbe voll Fässern mit Getreide und Erbsen. Die steckte er in seinen Brotsack und machte kehrt, vergaß aber die Blume wieder mitzunehmen, weil eine Stimme rief: „Vergiß das Beste nicht!“ Da schoß hinter dem Laufenden

ein schwarzer Hund her; der Mann schüttet in der Angst die Erbsen wieder hin, die der Hund auffrißt. Zu Hause angelangt, klingelt noch etwas im Sacke. Er schüttelt ihn aus, und siehe da: „es rollen noch einige goldene Erbsen auf die Diele. Hätte er die Blume im Berge nicht vergessen, so konnte er überreich werden.“

Wer übrigens die Kräuter und ihre Zauberkräfte am besten kennt, ist kein anderer als der Specht, Wodans Vogel, der dem kundigen Ohre den Regen verkündet.

Wie überall, wo einst Bergbau blühte und wo der wertlose Glimmer oder das Raingold die Menschen bethört, zogen auch hier einst die „Benediger“, die „Welschen“ oder „Walen“, durch die felsigen Schluchten, um heimlich das Gold und Edelgestein fortzutragen, dessen Lage ihnen die Farbe der Bäume und Quellen, goldfarbige Schwämme und jene goldfleckigen Molche verrieten, die noch heute die Schluchten von Goldkronach und Baireuth („Salamanderthal!“) in Menge bewohnen. Solche Berggeheimnisse sind niedergelegt in den Walenbüchlein, deren noch welche erhalten sind, obwohl sie schon im 16. Jahrhundert von den „Benedigern“ alias „Walen“ Carnero, Berst und Grundello verfaßt sein sollen. Herr Bergingenieur L. Schmidt in Baireuth besitzt ein solches Walenbüchlein. In einem solchen steht z. B. folgendes Rezept für Goldsucher: „Berge, so mit der Spitze gen Mittag und mit dem Fuß gen Mitternacht stehen, als der Schneeberg, Schönbronnerberg, zeigen, daß sie mit Erz schwanger gehen, tragen der Erfahrung nach gemeiniglich Silber; deren Adern gehen gerade von Osten nach Westen.“

Ein anderes Rezept aus dem Schneeberg-Dahsenkopfgebiet lautet noch bestimmter: „Zu Bischofsgrün an einem Felsen steht ein Osterlämmlein gehauen; da räume das Moos weg und kriech hinein unter dem Lämmlein, so findest du einen mächtigen Goldglanz, gibt arabisch Gold.“

Man darf nicht übersehen, daß 1530, zur Zeit, da diese Walenbüchlein entstanden, schon längst rings um den Schneeberg und Dahsenkopf auf Gold, Silber, Zinn und Blei gebaut wurde, daß also damals die Habgier wie die Phantasie der Anwohner aufs höchste erregt und um so leichter dem Aberglauben und dem Schwindel zugänglich waren! Doch brachten die Walenbüchlein bisher ihren Besitzern trotz des Lehrturses im Goldfinden keinen merklichen Segen. Einen Rothschild machte wenigstens das Gold noch aus keinem Fichtelberger, und zum goldenen Hort der Frankfurter Juden tragen ganz andre Kurzbüchlein als die der Walen bei, und speziell mehr die heutigen Lombarden als jene alten — Benediger. Nebenbei bemerkt, ist es doch nicht so ganz gewiß, ob man die Heimat unsrer „Walen“ und „Benediger“ zwischen Wallis und dem Adriameer zu suchen hat. Die ersten Bergbauer des Fichtelgebirges und Deutschlands waren die hier wohnenden Slaven, welche „Winidi“ (und daher vielleicht Benediger) in den ältesten Urkunden und Ortsnamen Oberfrankens heißen. Ja, Herr v. Baumer verknüpft mit den Walen sogar das Volk der Wallen des alten Plinius: wilde Leute, die nach diesem Forscher nichts als Gold graben: *indomitae gentes, qui auri tantum metalla fodiant!*

Diese Walen, die alten sagenhaften Bergbauprofessoren, hat die Sage vielfach zu Zwergen oder „Hankerln“ zusammenschrumpfen lassen. Sie wohnen im „Zwergloch“ bei Selbitz, im Zeitlmoosweiher bei Wunsiedel, an Waldstein und Kößfeine, in der „Hankerlgrube“ am Steinwald, am vierthöchsten Berge des Fichtelgebirges, wo sie ihr glitzerndes Gold hüten vor der Menschen Gier und Roheit.

Auch auf dem Waldstein, der Luisenburg und vor allem auf dem Ochsenkopfe im Schacht- oder Schneeloch hart am Gipfel schimmert jede Ritze goldig und gibt den natürlichen Anlaß auch zu der Sage vom verwunschenen Golde. Wer nämlich die im Dunkel vom Leuchtmoos glühende Erde oder Steinplatte ans Licht der Sonne bringt, sieht statt des Goldes nichts andres als eitel — Schmutz und taubes Gestein. Man denke nun, daß einer den Goldglanz sieht und greift und doch nichts in der Hand hat, als etwas klebrig sich anfühlenden Humus oder Stein, und das im Zeitalter, wo in allen Köpfen noch der Glaube an Hexerei oder doch an die Verwandlung der edlen Metalle fest saß! Ehe die Botanik das Rätsel wenigstens den Gebildeten löste, gab es sicher nichts, was dem Glauben an flüssiges, verborgenes und verwunschenes Gold mehr Halt gewährte, als der goldgrüne Schimmer des Leuchtmooses. So liegt auch nach Carneros Waldbüchlein ein Goldschatz in der Lux- oder Luisenburg, wo heute noch der Fremde auf das Leuchtmoos aufmerksam gemacht wird. Ähnlich verhält es sich mit den versunkenen Schätzen, welche die Sage im Epprechtsteiner und Lauensteiner Schloß und hinter den Doppelwällen des Grünbergs bei Stadtsteinach verborgen hält. Allerlei weiße Frauen, schwarze Hunde und sonstige Gespenster halten Wacht über die Schätze, mit deren Hebung die unheimlichsten Gefahren verbunden sind. So sah einmal bei Marktschorgast eine Frau, die mit ihrem Kinde Beeren sammelte, einen weiten Eingang in die Erde. „Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen (Elben oder Elfen) traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber die Habsucht verblendete das Weib; sie machte drei Griffe in die Goldhausen und sprang dann schnell zur Höhle hinaus. Hinter ihr fiel krachend die Thür zu. Aber sie hatte in der Hast ihr Kind vergessen, und als sie es holen wollte, war jede Spur von der Höhle verschwunden. Da härmte sie sich ein Jahr lang. Am nächsten Johannistage ging sie wieder in den Wald; da stand wieder die Pforte offen, und als sie eintrat, fand sie ihr Kindlein frisch und blühend wieder. Diesmal achtete sie der Schätze nicht, sondern faßte ihr Kind und trug es eilends wieder ans Tageslicht.“

Diese Jungfrauen samt ihren Hunden sind wohl die „letzten Mohikaner“ — man verzeihe das Bild — aus Wodans Gefolge, fagenhafte Schatten von Walküren, von der Frau Holle oder der Berchta. Das Gold aber, das verwunschene, der gierigen Hand stets entweichende, lockt die Abergläubischen noch heute aus den dunklen Klüften als Leuchtmoos an.

Im Ochsenkopfe schlafen gar berühmte alte Herren — der weise Salomo und Karl der Große. Ehe der schicksalsmächtige Herrscher des Orients starb, vertraute er testamentarisch die Sorge um seinen Leib sechs weißen Ochsen an. Die sollten seine Leiche auf silbernem Wagen ziehen und ohne Führer des Weges gehen. So zogen denn die Tiere dem alten Paradiese, dem Eden zu, wo vier Ströme auseinander fließen, nach „Hevila, wo man Gold findet“, und hielten endlich auf dem Ochsenkopfe an vor einer Kirche mit goldenen Altären. Aber Kirche, Wagen und Sarg sanken hinunter in die Tiefe des Berges. Dort schläft nun Salomo, bis die Zeiten so schlecht werden, daß er selber mitkämpfen muß.

Gegen wen aber König Salomo, dem sonst die heilige Urkunde keine besondern kriegerischen Heldenthaten nachrühmt, wohl noch kämpfen muß? Da

die altfränkische Sage noch nicht an Antisemiten denken konnte, so wird der weise Salomo weder diesen noch ihren Gegnern in den Rücken fallen. Er wird vielmehr dem Kaiser Karl, dem gewaltigsten Kaiser des Occidents, der gleich ihm in den Goldhallen der weiten Berge schläft, gegen den Antichrist zu Hilfe kommen. Die Sibylle Weiß, die über der Seelohr drüben unterm Haberstein begraben liegt, hat uns auch die bösen Tage schon verraten, wo der Antichrist Gewalt hat: sie kommen mit der Übervölkerung (so wenigstens erklärt sich am einfachsten und natürlichsten die Sage), oder, mit der Sibylle gesprochen: „wenn alle Wege und Stege zu Wies und Feld umgewandelt sind.“ Dann tritt Kaiser Karl aus den Goldhallen des Dohentopfes und sammelt die Gläubigen wider die Heiden. Bei Teuschnitz im Frankenwalde, am „Gerichtshügel“ oder am alten Richtplatz, „wo noch vor wenigen Jahrzehnten ein turmähnliches Blockhaus stand“, beginnt ein langes schreckliches Ringen mit den Ungläubigen, die vom kalten finstern Norden herkommen. Der Antichrist oder Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altare in der Kirche zu Teuschnitz, die Stadt wird verbrannt, das Blut der Erschlagenen treibt vier Tage lang die Wiesenmühle unterhalb Teuschnitz! Endlich erschlägt den Herrn der Heiden „ein Weib mit einem Waschbläuer“ (oder Schlägel zum Wäscheklopfen). Dann kommt der große Friede, nur ein König wird der Oberherr aller Völker. (Der nach dem loyalen Frater Hilarius Fentsch kein anderer als sein Landesherr, der König von Bayern, ist.) „Mittlerweile aber sind durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich neun Weiber um eine Mannshose prügeln.“ Barbarossa, der den Untersberg verläßt, wenn sein Bart siebenmal um den Tisch gewachsen, und dann auf der Walser Heide Deutschland rettet, bringt die goldene Zeit dem deutschen Volke; Karl der Große bringt sie der ganzen Christenwelt. Die Sehnsucht des zertretenen und zerrissenen deutschen Volkes nach besseren Tagen, nach Einheit und Wohlstand, nach Ordnung und Macht, hat diese gewaltigen Sagen geboren, deren Flügelschlag um den Kyffhäuser, um das Fichtelgebirge und um den „hohen Thron“ oder den höchsten Gipfel des Untersberges bei Salzburg so vernehmlich rauscht, daß ihn die ganze deutsche Welt seit Jahrhunderten voll Sehnsucht als einzigen Trost vernahm. Ob in dieser Sage von der Teuschnitzer Heidenschlacht, zu welcher die Feinde des Guten von Mitternacht heranziehen, wirklich, wie es Herrn Fentsch anmutete, ein Ton an die Mythe der Götterdämmerung gemahnt, wer will es entscheiden? In der Sage mischen sich die Elemente so bunt durcheinander, wie in der Werkstatt der Träume und wie in der Küche der Weinsälscher.

Neben den mythischen Überresten sind auch manche Riesensagen im Fichtelgebirge zu finden. Übrigens haftet die Sage von Riesen und Ungeheuern immer an wilden schlucht- und höhlenreichen Berggegenden. Die Riesen traten die Thäler ein, wenigstens in der Geologie des Volkes. Je mehr Höhlen, je mehr Ungetüme. Die Sage hat doch ihren Gehalt: im Jura waren ja die Ungeheuer in Menge da, und die Riesentiere der Diluvialzeit lebten auch in Deutschland noch neben den Ureinwohnern. —

Nach einer Legende soll draußen im Baireuthischen bei Forchheim Pilatus, der Landpfleger über Judäa, geboren sein —

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis, crucifixor Omnipotentis. —

Aber im weiten Tann des alten Fichtelberges wanderten Christus, der Herr, selber und Sanct Peter umher. Noch heute zeigt auf dem Herrgottstein beim Hendelhammer, zwischen Thierstein und Selb, das Volk die Eindrücke von Rücken und Ellbogen des Heilands, als er dort, ein Palästina-Müder, ein Stündchen süßer Rast pflog.

Dieselben heiligen Wahrzeichen schmücken auch einen Stein bei Markt-leuthen; nur saß dort rückwärts auch noch ein anderer, der ††† Gottseibeimus, der auch ein Loch im Stein hinterlassen hat. Sie trafen sich im Fichtelgebirge beide öfters: so führte der Versucher unsern Herrn einmal auf die mit wunder-voller Fernsicht gesegnete Kösseine, zeigte ihm alles Land und wollt' es ihm auch alles schenken: alles — „nur Nagel, Ebnath und Reichenbach nicht“. Denn diese Nachbardörfer waren des „Teufels Leibgeding“, sie besaßen wohl schon anno dazumal eine „schwarze Bande“ wie heute, wo ihre Armenhäusler hundert Großhändler prellten und die Akten der bayerischen Kriminaljustiz wundervoll bereicherten. Ob diese Wanderungen von Christus im Fichtelgebirge nicht wohl so entstanden sind, daß der christliche Priester, wie dem heidnischen Festtag den christlichen, so auch den Wanderungen Wodans solche des Heilandes unterschoß?

An Teufelsagen fehlt es dem Fichtelgebirge auch sonst nicht; sind doch in der Sage die Teufel so gemein wie die Brombeeren. Am Teufelsberge bei Hof zeigt man noch die Fährte des teuflischen Pferdefußes, der gewaltig eingestemmt werden mußte, um bis zum Studentenberg hinüberzuspringen. Sonst tritt der Teufel hier als große Raze auf, wie zu Bamberg, oder gar als — Badergeselle. An solchen Teufelsagen aber, aus denen unsre altdeutschen Göttermynthen vor das Auge des Wissenden treten, ist nichts mehr vorhanden.

Lieblich naiv ist eine Mariensage des katholischen Oberfranken. Früher wuchsen die Kornähren am Halme ganz bis zum Boden hinab. Wie aber die Menschen immer schlechter wurden, so wollte der liebe Gott die Ähren ganz abstreifen. „Da trat die heilige Maria hinzu und bat, er möge nur die „Köpla“ für die Hühner und „Käpla“ stehen lassen. Der himmlische Vater willfahrte, und so sind die „Köpla“ oder die Ähren auf uns gekommen.“

Slavisches und germanisches Heidentum kreuzte sich im Fichtelgebirge vielfach. Erst schob, im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr., der Wende den Deutschen hinaus, dann ging's wieder umgekehrt. Berg und Thal erzählen noch heute gar laut davon: von der Slavenezeit stammen alle Namen auf „— itz“ und „— las“ und „— ast“, von der germanischen alle auf „— grün“ und „— reuth“.

Beide Völker ließen sich erst spät mit harter Mühe zum Christentume bekehren. Bis ins 9. Jahrhundert opferten sie auf den Gipfeln ihrer Berge, vom undurchdringlichen Forste verborgen. Ihre Opferstätten aber sind noch in den Bergnamen, wohl auch in Spott- und Heiligennamen der Nachwelt bekannt geblieben. Die alten Germanen, Marisker oder Hermunduren — wer weiß das Richtige? — verehrten ihren Wodan und seine Asen im Walde; noch heute erinnern der „Heiligenwald“, das Holzweib, die Holzfräulein, die Holz-hunde, das Wütenheer, an Wodans Sitz und Hierarchie. Und Karl der Große und die Seinen im Ochsenkopfe — ob das nicht auch den alten Wodan und sein Götter- und Heldenheer zu bedeuten hat?

„Auf dem Fahrenberge sieht man im Fichtelgebirge einen König vorm steinernen Tische sitzen, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine

Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thür Wache hält . . . Ein Vogel fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn wieder um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen in der Welt draußen stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht . . . Mit ihm lebt ein großes Heer im Berge; er übt es oft in den Waffen, und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann bricht der König aus dem Berge hervor zum letzten Streite.“ Wo der Fahrenberg liegt, ist ungewiß; gemeint ist wohl die Farnleiten überm Fichtelsee. Hunde, Vogel, Heer und besonders das Donnerwetter verraten, daß Wodan der König ist, an dessen Stelle spätere Zeiten den Barbarossa gesetzt haben. Noch heute sagt beim Gewitter das Volk in Franken: „draußen ist Gott, der zankt.“

Aus dem Wodans- oder Wütenheere ist mit naheliegender Begriffsverschiebung das „wütende Heer“ geworden, das im Fichtelgebirge wie in allen deutschen Gebirgen stille Gläubige noch besitzt. Wodan oder der nach ihm umgedichtete Wilde Jäger führt es mit schwarzen Hunden unter Feuersprühen und Sturmesbrausen im Wirbel- oder Trudenwind durch den ächzenden krachenden Forst. Mitunter — damit auch hier das Weib nicht fehlt — aber ist es auch die Frau Holle oder Hulda, die Winds- oder Wodansbraut, welcher die furchtbare Gespenstermeute nachbraust. Fast weniger dem Menschen als den armen „Holzweibla“ — grauen Zwerginnen des Waldes — wird das wütende Heer gefährlich. Diese Holzfräuleins gelten den Bauern für fromm, das „Wütende“ hält er für den Teufel, der die Frommen vernichten möchte. Der eigentliche Sinn aber deutet in graue Fernen zurück, in uraltes Heidentum. Wodan, der nachts die nebelgrauen Zwerge verfolgt: das ist der uralte Mythos, daß die Wodansippe, daß die lichten Asengötter eine schwächere Götterwelt, die Nibelungenzwerge der nächtlichen Tiefe, beraubt und verfolgt haben. Das ist die uralte Sage der Edda, die auch Richard Wagner so meisterhaft seiner urdeutschen Nibelungenschöpfung untergelegt hat. Welch eigentümlicher Zufall, daß die alten Nibelungegeister, welche, solange das Volk im wilden Walde des Fichtelgebirges hartnäckig und zäh festgehalten hat, zu Bai-reuth an der Hohenwarte, am Fuße des immer grünen Fichtelberges, eine glänzende Wiedergeburt, durch einen neuen Zauberbesang verherrlicht, feiern dürfen!

Vor dem Wütenheere flüchten die Holzzwerge (diese verhunzten Nibelungen), Schutz suchend und Schutz findend, hin zum Zeichen — und jetzt tritt die christliche Zudichtung an die Sage heran — hin zum Zeichen eines noch Gewaltigeren, hin zu jenen Baumstrünken, in welche der Holzfäller drei Kreuze einschlägt: und das geschieht heute noch, namentlich im Frankenwalde. Die alten Holzfräulein vergelten den Holzhackern dies Asyl mit allerlei Liebesdienst; namentlich gern, wie manche Dorfsibyllen noch heutigen Tages, trieben sie — Pfluscherei mit Bibernell und Baldrian; so rieten sie den Leuten zu Staffelbach:

„Eßt Binellen und Baldrian,
So geht euch die Pest nicht an!“

Das Zwergenvolk führt auch Verirrte wieder auf den richtigen Pfad, mit allerhand weisen Lehren; so sagten sie in Wohnsgehaig zur Schächtelehbäuerin:

„Reiß' nicht aus einen fruchtbaren Baum,
Erzähl' keinen nüchternen Traum!“

Daß der Zwerg den Holzfäller und die Seinen bei Nachtzeit sicher aus dem Walde bringt, sicher auch vorm Wütenheere, das ist ein Zug, der bei Goethe, wohl sicher als ein Andenken aus der Sage des hercynischen Waldes, wiederkehrt: den grauen Waldzweig wandelt unser Dichterkönig, in der lieblichsten aller Balladen, zu niemand anders um als zum Kinderfreund — zum alten getreuen Eckart.

Daß aber den Menschen, der dem wilden Jäger unterkommt, der Unhold doch mitunter zu Tode hegt, das beweist dem Leser jener schon früher bei der Sibyllensage erwähnte Student Papst, den dasselbe Leiden tötet, wie den Knaben im Erfkönig. Ist der wilde Jäger kein anderer als Wodan mit seinem Gefolge, so ist Goethes und der Scandinaven Erfkönig auch von gleicher Abkunft. Wetterern oder Schatten dieser interessanten Gespenster sind auch jene zauberhaften Ritter, welche zu den Schmieden des Fichtelgebirges kommen, und in Bischofsgrün die Buckel der Rüstung aushämmern, oder die Pferde im Ochsenkopfe drin beschlagen lassen. Der Schmied, der's wagt, bleibt im Berge oder kommt als alter Mann erst wieder heraus. „In der Christnacht, während der Metten, hört man am Schneeberge noch den Schall des Hammers.“

An Wodan oder eigentlich an seinen in der Sage gänzlich mit ihm verschmolzenen Sohn, Donar, den Donnergott und seinen Hammer, erinnert auch im Fichtelgebirge der gewaltige Respekt vor seinem Wirken, vorm Gewitter. In Gefrees fielen, um den Herrn der Donnerkeile zu versöhnen, die Leute auf die Kniee. In Selb und Weißenstadt waren „Feuerkugeln“ noch in diesem Jahrhundert in die Gebäude gemauert, um diese vor Donars Keilen zu schützen; das sollen den Leuten freilich die — Zigeuner gelehrt haben: wohl nur Lesart für die alten Heiden. Truden (Druiden) und Hexen (Hagedisen) necken hier noch bis zum heutigen Tage hin und wieder ihre Gläubigen im katholischen wie im protestantischen Teile des Volkes: in sie wandelte das Christentum die alten Seherinnen (Weleda!) und Priesterinnen des alten germanischen Wald- und Götterkultus um. In Stadtsteinach buttern die alten Hexen; sind sie dabei nackt, so gibt es mehr Butter. Sonst machen sie lieber die Gewitter, und nicht nur bei uns, sie verstehen diese Kunst von Schottland und Schweden bis zum Gotthard und Brenner.

Die Göttinnen des altdeutschen Heidenglaubens leben ja gleichfalls hier noch fort. Die Hulda oder Holle, die Bertha oder Bercht, die Runen und die Hel klingen aus Sagen und Namen wieder.

Wenn z. B. ein alter Spruch sagt:

„Sprach Jungfrau Hille,
Blut stand stille“,

so erkennen Benz und andre Altertumsforscher hierin die Walküre Hilda, die Blut vergießen und wieder stillen kann. Zu den heulenden Kindern sagt man im Fichtelgebirge und im Mistelgau: „Sei still, sonst kommt die Berthe!“

Wo Jungfrauen Schätze hüten, und eine ist davon schwarz, oder doch halb-schwarz, so klingt das an die Todesgöttin, die Hel, auffallend an. Während die öfters wiederkehrende Dreizahl der sagenhaften Jungfrauen an die Nornen erinnert, mag der Brunnenkultus an den Mythos jener Hela mahnen, „die unter der Esche Ygdrasil wohnt, an deren Wurzeln die heiligen Brunnen rauschen.“ Noch heute zielt man im Fichtelgebirge bis ins Hummelland heraus am Osterfeste

die Brunnen mit Tannenkränzen, Blumen, Maien (jungen Birken) und bunten Bändern. Bezeichnend ist, daß die dunklen Pässe und Thalschluchten um Steben, Weißenstadt, Kaiserhammer, „Hölln“ heißen — d. h. wohl als Zugänge zur Höl, denn von der christlichen Hölle werden die Zeitgenossen jenes Bischofs Venantius Fortunatus, der um 568 unter den Franken lebte und noch deren *barbara runa* oder Mysterien kannte, noch nichts gewußt haben, um jene Schluchten danach zu benennen.

Auf dem Waldsteine, oder dessen „Schüssel“, und auf dem Rußhart, wo man noch die eingehauene Opferschale sieht, und auf dem Köslar, gegenüber dem Bernecker Schlosse, brachten ehemals die Heiden ihren Göttern Opfer.

Dies deutet man als einen Rest des slavischen Kultus. Den Ortsnamen Köslar oder Köstler leitet man ab vom slavischen Kostel oder Tempel. Das benachbarte Rimlas soll „Donnerwald“ (*h'rimi* und *las*) bedeuten. Da hätten wohl Slaven den germanischen Donar verehrt und slavisiert? Auch der Dschaberg und der Dschenkopf selber erinnern angeblich an den slavischen Donnergott *Dž* oder *Dsch*, vielleicht auch nur an „ossag“, d. h. steil.

Man sieht, wer Frankenwald und Fichtelgebirge durchwandert, stolpert nicht nur über die Trümmer von dreißig Felsarten, sondern auch auf Schritt und Tritt über die Trümmer der untergegangenen altdeutschen Welt.

Geschichtliche Rückblicke. Wie ist es wohl gekommen, daß heute in und am Fichtelgebirge eine so ausgeprägte Verschiedenheit der Dialekte, der Physiognomien, der Denkweise und sogar der Beschäftigungsarten, man darf wohl sagen: im engsten Raume nebeneinander beobachtet wird? Man sagt wohl mit Recht, die Bodenverhältnisse, die Geschichte, die Religion haben das hervorgebracht. Und bereits im zweiten Teile dieses Werkes (S. 191—206) sind diese Verhältnisse für ganz Franken, für das ganze Maingebiet in ganz zutreffender Weise auseinandergesetzt.

Speziell für das Fichtelgebirge und den Frankenwald sei aber noch einiges nachzuholen hier gestattet. „In der Mitte des deutschen Landes, ja fast Europas gelegen“, erhebt sich von Südwest bis Südost hinüber, vom Tiefland umsäumt, das Fichtelgebirge: ein Granitkern, umschlungen von einer wahren Musterkarte jüngerer Gesteine. Von zwei sich rechtwinklig schneidenden Erhebungssystemen — nämlich dem vom Brocken bis nach Passau ziehenden eigentlichen hercynischen und dem von Kronach bis Schlesien reichenden sudetischen — nach Kreuz und quer gefaltet und zerschnitten, ist es auch die Wiege und Wasserscheide von vier Strömen: Main, Eger, Rab und Saale, die nach West und Süd, nach Nord und Ost hinaus, durch Franken, Pfalz, Böhmen und Sachsen eilig weiter rauschen, größeren Brüdern zu und mit diesen vereint: „hin zum Vater Ozean“.

Zugleich die Wiege des deutschen Bergbaues und zugleich eine vielbegehrte Völkerscheide, an welcher im Kampfe ums Dasein Reste aller hin- und herwogenden Völker kleben blieben mit Merkmalen, welche ein Jahrtausend trotz seiner nivellierenden Kultur noch nicht ganz verwischen konnte — so ist das Fichtelgebirge viel weniger durch Höhe oder Umfang (nur 47—50 □ Meilen) als durch seine Lage für Deutschland von Bedeutung geworden, und so kam es auch zu einem unvordenklichen, etwas mythischen Nimbus: „ein Glanz aus alten Tagen erleuchtet ihm die Nacht.“